

2. Vorüberlegungen

Nach der Formulierung des Erkenntnisinteresses in der Einleitung dient dieses Kapitel dazu, einen Überblick über die Verortung der Arbeit, die in Frage stehenden Praktiken sowie die Operationalisierung der Forschungsziele zu vermitteln.

2.1 Relevanz von Kampagnen zur Verhaltensbeeinflussung

Die globale Relevanz von Kampagnen zur Verhaltensbeeinflussung ist enorm. Die weltweit häufigsten Todesursachen werden durch eine geringe Anzahl von Verhaltensweisen bewirkt und könnten durch Sport, gesunde Ernährung und Vermeidung giftiger Substanzen verhindert oder stark gelindert werden. In den USA sind es 70 %, sie spielen aber global und selbst in den ärmsten Ländern eine Rolle: 84 Prozent der durch sie verursachten Krankheitslast entsteht inzwischen in Ländern mit geringen und mittleren Einkommen. (Mokdad et al. 2004: 1242; Danaei et al. 2009: 9–10). Die Konzepte der Weltgesundheitsorganisation zur Bekämpfung dieser Gesundheitsrisiken sehen sowohl staatliche Regulierungsmaßnahmen als auch Kampagnen zur Verhaltensbeeinflussung vor. Gleichzeitig kämpfen Entwicklungsländer weiter mit den üblicherweise mit ihnen assoziierten Risiken wie Unterernährung und Infektionskrankheiten (WHO 2009: v-3). Diese haben zum Teil strukturelle Ursachen, die nicht mit Kampagnen adressiert werden können (Windahl et al. 2009: 40 ff.). Dennoch spielen Verhaltensänderungen auch hier eine Rolle. Die Verwendung von Moskitonetzen ist ein klassisches Beispiel (Bryce et al. 2003: 161).

Kampagnen zur Verhaltensänderung erscheinen zudem attraktiv, wenn staatliche Regulierung nicht effektiv durchzusetzen ist, oder sie einen unrechtmäßigen Eingriff in die persönliche Freiheit der Bürger darstellen würde. Dies gilt insbesondere, wenn nur die Menge oder Häufigkeit einer Verhaltensweise Probleme verursachen, etwa bei der Ernährung, sportlicher Aktivität oder ökologisch problematischem Konsum. Auch hier wird Kampagnen zur Verhaltensänderung eine wichtige Rolle zugesprochen (Leggewie & Welzer 2009: 72–99; Melkote & Steeves 2009: 49; FAO

2007). Dabei werden Kommunikationskampagnen auch ergänzend zu gesetzlicher Regulierung eingesetzt und dienen dabei unter anderem der Legitimation staatlichen Handelns (Bonfadelli & Friemel 2010: 18).

Nur selten werden Kommunikationskampagnen damit in Verbindung gebracht, Menschenrechtsverstöße zu bekämpfen. Bei ‚schädlichen traditionellen Praktiken‘ ist dies jedoch der Fall. Insbesondere Nichtregierungsorganisationen handeln die Bedeutung von Menschenrechten und anderen Grundwerten, die sich international durchgesetzt haben, mit lokalen Gemeinschaften vor Ort neu aus (Münch 1998: 423; Dürrschmidt 2002: 54; Hamm 2001: 233–235). Kampagnen gegen ‚schädliche traditionelle Praktiken‘ nehmen somit eine besondere Rolle als ‚Broker‘ von Menschenrechten als globalem moralischem Regime ein.

Demeritorische Verhaltensweisen haben nicht nur gesundheitliche, ökologische und menschenrechtliche, sondern auch massive volkswirtschaftliche Folgen. Allein in den USA gehen die Schätzungen in die Hunderte Milliarden US Dollar pro Jahr (Hammond & Levine 2010: 294; Jia & Lubetkin 2010). Die gesellschaftliche Relevanz und Dringlichkeit von Verhaltensänderung in Gesundheit und Ökologie wird in Zukunft noch steigen. Wissenschaftliche Expertise und fundierte Ausbildung an der Hochschule wird in diesen Bereichen zukünftig verstärkt gefragt sein (Tolks & Lampert 2008). Die Erforschung von Kampagnen zur Beeinflussung meritorischer und demeritorischer Praktiken ist daher von großer Bedeutung.

2.2 Die Praktiken

Nachdem das allgemeine Feld von Kampagnen zur Verhaltensbeeinflussung und ihrer wissenschaftlichen Beobachtung skizziert ist, folgen nun Begriffsbestimmungen, Unterscheidungen verschiedener Formen der Praktiken, Informationen über ihre Verbreitung und ein Einblick in die Kontroversen um ihre Bezeichnung.

‚Schädliche traditionelle Praktiken‘

Für den Begriff der ‚schädlichen traditionellen Praktiken‘ existiert weder eine offizielle Definition, noch eine erschöpfende Liste aller darunter verstandenen Verhaltensweisen, er wird jedoch sowohl von Organisationen der Vereinten Nationen als auch von WissenschaftlerInnen verwendet. Ein

fact sheet des OHCHR (1995) zu *harmful traditional practices* nennt an verschiedenen Stellen unter anderem FGC, die Kindsheirat oder die Sohnpräferenz mitsamt ihrer Implikationen. Mit diesem Begriff werden jedoch Hunderte weiterer Praktiken belegt (The National Committee on Traditional Practices in Ethiopia 1999; The Working Group on Violence Against Women 2007; United Nations Division for the Advancement of Women Department of Economic and Social Affairs 2001), die als Menschenrechtsverletzungen und Gesundheitsrisiken verurteilt werden. Von Ihnen sind besonders Frauen und Mädchen betroffen. Ihre katastrophalen Auswirkungen⁴ auf Menschenrechtssituation und Gesundheit der Weltbevölkerung machen ‚schädliche traditionelle Praktiken‘ zu einem Thema höchster globaler Priorität.

Bereits der Begriff der ‚schädlichen traditionellen Praktiken‘ weist dabei auf wichtige Charakteristika der Praktiken und der Auseinandersetzungen um sie hin: Erstens deutet der Begriff mit dem Wort ‚traditionell‘ an, dass die in Frage stehenden Verhaltensweisen durch die Kultur praktizierender Gemeinschaften legitimiert werden. Für ‚schädliche traditionelle Praktiken‘ ist kennzeichnend, dass sie innerhalb der praktizierenden Gruppen elaboriert begründet sind und von einer Mehrheit oder machtvollen Minderheit als erstrebenswert angesehen werden (Omeje 2001: 45–46), wobei diese Bedingung während des Erosionsprozesses einer solcher Praktik nicht mehr gegeben sein muss.

Zweitens drückt der Begriff die negative Bewertung der Praktik durch seinen Verwender aus. Die Bezeichnung impliziert, dass sich BefürworterInnen einer ‚schädlichen traditionellen Praktik‘ in ihrer Beurteilung täuschen. Dieser Umstand verweist darauf, dass Kampagnen gegen ‚schädliche traditionelle Praktiken‘ zwar nicht in allen Fällen und nicht in Bezug auf alle Stakeholder paternalistisch sind, aber stets paternalistische Aspekte enthalten. Paternalismus wird hier wertfrei verstanden als:

4 Allein die weltweit ca. 100 Millionen missing women, die aufgrund von Sohnpräferenz und damit verbundenen Praktiken wie geschlechtsspezifischer Abtreibung, Tötung weiblicher Neugeborener und innerfamiliärer Benachteiligung von Mädchen bei der Gesundheitsversorgung nicht leben, überflügelt in ihren Auswirkungen die Folgen der meisten anderen globalen Missstände: "[It] ranks among the worst human catastrophes of the twentieth century. For example, the number of 'missing women' in the early 1990s is larger than the combined casualties of all famines in the twentieth century. It also exceeds the combined death toll of both world wars and the casualties of major epidemics such as the 1918–20 global influenza epidemic or the currently ongoing AIDS pandemic." (Klasen & Wink 2003: 264)

“[...] the intentional overriding of one person’s known preferences or actions by another person, where the person who overrides them justifies the action by the goal of benefiting or avoiding harm to the person whose will is overridden.” (Beauchamp & Childress 1994: 274) Da Paternalismus die Autonomie derjenigen beeinträchtigen kann, deren Präferenzen übergangen werden, existieren unterschiedliche Positionen zu paternalistischen Verhaltensänderungsmaßnahmen. Paternalistische Maßnahmen kommen auch in liberalen Staaten und Gesellschaften vor, gelten aber als besonders begründungsbedürftig (Guttman 2000: 176).

Weil ‚schädliche traditionelle Praktiken‘ meist kulturell eingebettet sind, gemeinhin als legitime Option gelten oder sogar soziale Normen darstellen, sind die Praktiken zu dem Sinnbild für interkulturelle Differenzen schlechthin geworden (Green & Lim 1998). Sie sind Kristallisationspunkte für im Zuge der Globalisierung an Intensität zunehmenden Auseinandersetzungen über den Umgang mit kulturellen Differenzen in der Weltgemeinschaft (McKinnon 2006). An ihnen werden die grundlegenden philosophischen Fragen um Universalismus und Relativismus, Autonomie und Paternalismus, Gewissheit und Kontingenz, Wahrheit und Wissenschaft, Kulturimperialismus und Menschenrechte thematisiert (Nussbaum 2000a), die sich mit zunehmender Globalisierung verstärkt in inter- und transkulturellen Konstellationen stellen.

Drittens bezeichnet der Begriff die Praktiken ausdrücklich als traditionell. Dies legt das Verständnis nahe, dass die in Frage stehende Verhaltensweise als erstrebenswert angesehen wird, weil sie eine Tradition ist. Tatsächlich spielen traditionale Argumente und Traditionalismus in vielen Fällen eine Rolle. Dennoch ist die Bezeichnung problematisch. Tradition stellt nur einen Teil eines umfassenderen Begründungszusammenhangs für die Praktiken dar. Meist werden auch andere Gründe angeführt. Für FGC zum Beispiel angenommene gesundheitliche Vorteile, positive Charakterentwicklungen oder die Prävention ‚übersteigerter‘ Libido. Diese Argumente für die Praktik bestehen unabhängig davon, ob sie eine Tradition darstellt. Die Relevanz von traditionellen Begründungen ist eine empirisch zu beantwortende Frage und sollte nicht bereits in den Bezeichnungen privilegiert werden. ‚Schädliche traditionelle Praktiken‘ sind vielmehr durch eine Konstellation bestimmt: eine durch soziale Mechanismen stabilisierte sowie elaboriert gerechtfertigte Praktik wird ebenso elaboriert in Frage gestellt, wobei die Kritiker die Praktik notfalls auch gegen Widerstände beenden wollen.

Die terminologische Herausstellung des traditionellen Aspektes ist noch aus einem anderen Grund zweifelhaft: Aufgrund eines herrschenden Verständnisses von Modernität als Merkmal westlicher Kulturen und Traditionalität als Merkmal von nicht-westlichen Kulturen (Kohl 2006: 97) prägt der Begriff, welche Praktiken als unter diese Bezeichnung fallend verstanden werden. Dies bringt analytische Probleme mit sich (siehe Kapitel 3.3) und hat folgenreiche Konsequenzen im Umgang mit verschiedenen Praktiken und Praktizierenden, die noch ausführlich erörtert werden (siehe Kapitel 12.2), für eine kritische Auseinandersetzung auch (Longman & Bradley 2015).

Trotz dieser Schwächen wird die Bezeichnung hier verwendet, weil sie der etablierten Wortwahl in den einschlägigen Diskursen entspricht. Aufgrund ihrer Schwächen wird sie jedoch in distanzierende Anführungszeichen gesetzt.

female genital cutting (FGC)

Die ‚schädliche traditionelle Praktik‘, die weltweit am meisten Aufmerksamkeit bekommt, ist FGC. Sie wird durch die Organisationen der Vereinten Nationen wie folgt definiert: “The term ‘female genital mutilation’ (also called ‘female genital cutting’ and ‘female genital mutilation/cutting’) refers to all procedures involving partial or total removal of the external female genitalia or other injury to the female genital organs for non-medical reasons.” (WHO et al. 2008: 1) Die Organisationen unterscheiden zudem vier Typen von FGC:

- Type I: Partial or total removal of the clitoris and/or the prepuce (clitoridectomy).
- Type II: Partial or total removal of the clitoris and the labia minora, with or without excision of the labia majora (excision).
- Type III: Narrowing of the vaginal orifice with creation of a covering seal by cutting and appositioning the labia minora and/or the labia majora, with or without excision of the clitoris (infibulation).
- Type IV: All other harmful procedures to the female genitalia for non-medical purposes, for example: pricking, piercing, incising, scraping and cauterization. (a. a. O.: 4)

Mit Hilfe der Sammelkategorie IV deckt diese Typologie alle medizinisch nicht begründeten Verletzungen von Vagina und Vulva ab. Die Typen fassen allerdings sehr unterschiedliche Praktiken zusammen (Kratz

1999: 107).⁵ Es wird geschätzt, dass weltweit 100–140 Millionen Frauen von den Praktiken betroffen (UNFPA 2015: 27) und jährlich 3–3,6 Millionen Mädchen in Gefahr sind, der Praktik unterzogen zu werden (Yoder et al. 2013; UNICEF 2014). Die Praktik ist in 28 Ländern Afrikas verbreitet, wobei das Vorkommen der Praktik je nach Land zwischen 1 % (Uganda) und 96 % (Somalia) variiert.⁶ Inzwischen lassen sich Verringerungen der Prävalenz in vielen Ländern beobachten. Insgesamt ist das Risiko für Mädchen aus Ländern, in denen FGC praktiziert wird, heute um ein Drittel geringer als vor dreißig Jahren (UNICEF 2014: 2). Die Geschwindigkeit der Verringerung unterscheidet sich jedoch erheblich, sowohl zwischen als auch innerhalb von Staaten. Zudem ist die Entwicklung nicht einheitlich: In sieben Ländern hat sich der Anteil von Frauen und Mädchen, die FGC erleiden, in den letzten Jahren erhöht (UNFPA 2015: 32). Zeitweilig wurde – getragen von ermutigenden Statistiken und dem Enthusiasmus um die Konventionstheorie (siehe Kapitel 4.1) – von UN-Organisationen eine optimistische Sicht in Bezug auf das Ende von FGC vertreten. Die Erreichung dieses Zieles sei in Sicht (UNFPA & UNICEF 2009), die Beendigung innerhalb einer Generation möglich (UNICEF 2007). Inzwischen wird dem Bevölkerungswachstum in den 28 betroffenen afrikanischen Ländern viel Aufmerksamkeit geschenkt. Sollte die Abnahmegeschwindigkeit bis 2050 so hoch sein wie in den letzten dreißig Jahren, wird es zwar zu einer erheblichen prozentualen Verringerung der Praktik kommen, es wären in absoluten Zahlen jährlich jedoch mehr Mädchen als heute von FGC betroffen. Im Jahr 2050 wären ca. 196 Millionen Frauen und Mädchen

5 Um diesem Problem zu begegnen schlagen die UN-Organisationen weitere Unterscheidungen innerhalb der Typen I – III vor. Typ I wird unterteilt in: „Type Ia, removal of the clitoral hood or prepuce only; Type Ib, removal of the clitoris with the prepuce.“; Typ II wird unterteilt in: „Type IIa, removal of the labia minora only; Type IIb, partial or total removal of the clitoris and the labia minora; Type IIc, partial or total removal of the clitoris, the labia minora and the labia majora.“; Typ III wird unterteilt in: „Type IIIa: removal and apposition of the labia minora; Type IIIb: removal and apposition of the labia majora.“ (WHO et al. 2008: 24) Die Subkategorisierung hat sich im Diskurs bislang nicht durchgesetzt, bietet aber eine signifikante Vereindeutigung im Vergleich zur alten Typologie, auch wenn sie z. B. bei Typ III nicht unterscheidet, ob die Klitoris intakt bleibt oder nicht und somit immer noch nicht alle vorkommenden Fälle klar unterscheidet (Gruenbaum 1996: 462).

6 FGC existiert auch außerhalb Afrikas, unter anderem im Jemen, in Indien, Indonesien, Malaysia, Pakistan und im Irak (UNFPA 2015). Zusätzlich leben Mitglieder von praktizierenden Gemeinschaften heute in vielen Zielländern von Migration, unter anderem in europäischen Ländern (z. B. Johnsdotter 2007 und Talle 2007a).

von FGC betroffen anstatt heute ca. 130 Millionen (UNICEF 2014: 2–3).⁷ Die Beschleunigung der Abnahme steht daher aktuell im Zentrum der Arbeit der UN-Organisationen.

Tansania gehört zu den Ländern mit niedriger nationaler Prävalenz. Die Praktik war nie universell verbreitet, sondern nur unter bestimmten ethnischen Gruppen.⁸ Laut einer ersten repräsentativen Umfrage im Jahr 1998 waren 18 Prozent der Tansanierinnen von FGC betroffen (Yoder et al. 2004: 26). Umfragen in den Jahren 2004 und 2010 ergaben, dass 15 Prozent der Tansanierinnen von ‚weiblicher Genitalverstümmelung‘ betroffen seien (National Bureau of Statistics Tanzania & ORC Macro 2011: 293). Betrachtet man nur die Kohorte der 15–19 Jährigen – hier wirkt sich Wandel schneller und deutlicher aus als in der Gesamtbevölkerung – sind 2010 nur noch 7 % der tansanischen Jugendlichen betroffen (2004 waren es noch 9 %). Damit gehört Tansania zu den Ländern, in denen die Prävalenz in dieser Kohorte am stärksten abnimmt (UNFPA 2015: 43). UNICEF (2014: 4) schätzt Tansania als einen Fall ein, in dem FGC bis 2030 vollständig beendet sein könnte.

Dennoch sind in den vier tansanischen Regionen, in denen FGC am häufigsten vorkommt, über 50 % der Frauen betroffen (28 Too Many 2013: 10). Würde man diese Zahlen auf Distrikte herunterbrechen, würden sich einzelne Distrikte mit weitaus höherer Prävalenz zeigen (ders.: 21). Von der nationalen Prävalenz lässt sich daher nur bedingt auf die sozialen Dynamiken rund um die Praktik schließen. Von den neun Regionen, in denen FGC am häufigsten ist, haben sich zwischen 2004 und 2010 in fünf eine Verringerung der Prävalenz ergeben, in den anderen vier Regionen jedoch eine Erhöhung (ders.: 20).⁹

7 Im Jahr 2050 wird fast ein Drittel aller weltweiten Geburten in den Ländern erfolgen, die im Zentrum der FGC-Thematik stehen. Die Bevölkerung in hoch-Prävalenz-Ländern wird sich mitunter verdreifachen (UNICEF 2014: 2).

8 Dies sind: Gogo, Rangi und Sandawa (hauptsächlich in Dodoma), Nyaturu (in Singida), Chagga (in Kilimanjaro), Waarusha (in Arusha), Luguru (in Morogoro), Maasai, Iraqw, Barbaig und Hazabe (in Manyara) und Kuria (in Mara) (Ali & Strom 2012: 70).

9 Im tansanischen Kontext des Verbotes von FGC und der Ablehnung der Praktik durch Eliten und Bevölkerungsmehrheit sind Fehlangaben insbesondere bei Haushaltsbefragungen denkbar (National Bureau of Statistics Tanzania & ORC Macro 2011: 293). Klouman et al. (2005) ermitteln in ihrer Studie in Tansania eine Diskrepanz von über 20 % zwischen Selbstauskünften und gynäkologischen Untersuchungen. Häufiger wurde das Erleiden von FGC dabei nicht berichtet, obwohl die Praktik durchgeführt wurde. Der gegenteilige Fall kommt aber auch vor (UNICEF 2013: 24).

Die Terminologie für die Praktik ist umstritten. Meist konzentrieren sich diese Dispute auf die in verschiedenen Bezeichnungen der Praktik enthaltenen Wertungen. Einige Bezeichnungen wollen bewusst werten, während andere dies zu vermeiden versuchen. Die Mehrzahl der AutorInnen bevorzugt die Bezeichnung ‚weibliche Genitalverstümmelung‘ und ‚*female genital mutilation*‘ als Sammelbegriff, wobei meist die englische Abkürzung ‚FGM‘ verwendet wird. Aus Sicht der BefürworterInnen des Begriffes liegt seine Stärke darin, die Schwere der Eingriffe zu verdeutlichen und darauf hinzuweisen, dass sie Menschenrechtsverletzungen darstellen (WHO et al. 2008: 22). Die Bezeichnung ‚Genitalverstümmelung‘ hat an Einfluss gegenüber der zuvor üblichsten Bezeichnung der ‚weiblichen Beschneidung‘ (englisch: ‚*female circumcision*‘) gewonnen. Diese wird heute von vielen GegnerInnen der Praktik abgelehnt, weil sie eine Äquivalenz der Praktiken zur Amputation der Vorhaut des Mannes nahe legt (Baum 2004: 1081). Sie findet aber auch heute noch Verwendung insbesondere von Akteuren, die die Praktik befürworten oder die die Wertung durch den Begriff ‚Verstümmelung‘ vermeiden wollen. Während die eine Seite in verurteilender Terminologie Anmaßung und Arroganz erkennt, befürchtet die andere Seite Verharmlosung der Praktiken durch nicht verurteilende Bezeichnungen.

Eine dritte Gruppe von AutorInnen versucht, möglichst präzise und deskriptive Bezeichnungen zu finden, unter anderem, weil sie sich als akademische BeobachterInnen nicht an den Kämpfen um Definitionsmacht innerhalb des Diskurses beteiligen wollen (Bishop 2004: 481).¹⁰ Unter den AutorInnen, die nicht-wertende Bezeichnungen verwenden wollen, ist der Begriff ‚*female genital cutting*‘ populär geworden (z. B. Hernlund & Shell-Duncan 2007b). Dieser wird ‚Genitalverstümmelung‘ unter anderem vorgezogen, weil dieser Begriff von Betroffenen als anstößig empfunden werde (Obiora 1997: 290) und ein Teil der Betroffenen sich – auch wenn sie gegen die Praktik seien – nicht als ‚verstümmelt‘ bezeichnen und bezeichnet werden wollen (Ahlberg et al. 2004: 70). In diesem Zusammenhang wird auch darauf hingewiesen, dass eine Gefahr der Verharmlosung im internationalen Diskurs nicht bestehe (Diehl 2005: 70). Auch in deutschsprachigen Beiträgen werden die englischen Begriffe ‚*female genital cutting*‘,

10 Für einige der Praktiken liegen präzise und deskriptive Begriffe vor, z. B. ‚Klitoridektomie‘ für die Amputation der Klitoris. Man benötigt aber auch Sammelbegriffe, um über die Gesamtheit der Praktiken sprechen zu können, weil sich vor allem in empirischen Arbeiten das Problem stellt, dass der genaue Typ der Praktik oftmals nicht bekannt ist und eine Verwendung präziser Termini eher irreführend wäre.

vor allem aber die Abkürzung ‚FGC‘ ohne Übersetzung verwandt (Hrzán 2005: 57). UNICEF und UNFPA verwenden die Bezeichnungen ‚*female genital mutilation/cutting*‘ und ‚FGM/C‘ um einerseits ihrer Haltung Ausdruck zu verleihen, dass die Praktik eine Menschenrechtsverletzung darstellt und gesundheitsgefährdend ist, andererseits jedoch zu vermeiden, Betroffene zu entrüsten (UNICEF 2005a: 2).

Dissense um die Bezeichnung kontroverser Praktiken sind Teil der Auseinandersetzung um die Deutung dieser Praktiken. Man kann Bezeichnungen teilen oder ablehnen, aber sie dienen auch der Verortung des Sprechenden in der Kontroverse. Problematischer sind Begriffe, wenn sie wie im Fall des Begriffes der ‚schädlichen traditionellen Praktiken‘ konzeptuelle Probleme begünstigen, nicht aber, wenn sie Bewertungen zu kontroversen Sachverhalten ausdrücken.

Als Autor teile ich teile den Zwiespalt von UNICEF und UNFPA: Auf der einen Seite sollen betroffene Frauen die Freiheit haben, selbst darüber zu bestimmen, ob sie sich als verstümmelt ansehen. Auf der anderen Seite verstehe ich die meisten Formen von FGC als Verstümmelung. Ich werde in der Folge dennoch den Begriff ‚*female genital cutting*‘, vor allem aber das Akronym FGC verwenden. Dies tue ich aus einem Grund, der in der Diskussion um Terminologie bislang noch nicht genannt wurde. Zwar verstehe ich die mit Abstand häufigsten Praktiken (Typ I–III, also Klitoridektomie, Exzision und Infibulation) als Genitalverstümmelungen und Menschenrechtsverletzungen. Insofern würde ich diese auch so benennen, wenn ich meinem eigenen Standpunkt Ausdruck verleihen wollte. Die gegenwärtige Definition von Genitalverstümmelung trifft jedoch auch Praktiken, die minimal invasiv sind und die meiner Meinung nach nicht als Verstümmelung begriffen werden sollten. Zudem herrschen im Diskurs ungleiche Maßstäbe zu verschiedenen Praktiken vor, so dass einige schwerwiegende Formen der Bezeichnung entgehen, während manche minimal invasive fälschlicherweise als Menschenrechtsverletzung und Genitalverstümmelung verurteilt werden. Im Verlauf der Arbeit wird klar, um welche Praktiken es sich dabei handelt (siehe Kapitel 3.1 und 12.2). Deshalb verwende ich in der Folge den deskriptiven Begriff *female genital cutting* bzw. FGC.¹¹

11 Der Begriff ‚FGC‘ ist weder perfekt noch neutral. Er umfasst nur schneidende Praktiken, nicht aber Verätzungen, Dehnungen und andere unter Typ IV fallende Praktiken. Die Bezeichnung ist nicht einmal neutral, auch wenn sie keine explizite Wertung vornimmt. Sie stellt jedoch den physischen Prozess in den Vordergrund und damit als maßgeblich dar, während Begriffe von Praktizierenden oft spirituelle und mentale Aspekte hervor-

Da ich hier meine Position erörtert habe, nehme ich mir jedoch auch heraus, aus sprachlichen Gründen andere Begriffe zu benutzen.

2.3 Die analysierten Kampagnen

Zum Abschluss dieses Kapitels werden grundlegende Informationen über die analysierten tansanischen Kampagnen gegeben, weitere Unterscheidungen bezüglich der verschiedenen Akteure in Kampagnen und Zielgruppen gemacht und das methodische Vorgehen der empirischen Analyse erörtert.

Begrifflichkeiten: Praktizierende und BefürworterInnen

Kampagnen gegen ‚schädliche traditionelle Praktiken‘ im Allgemeinen und FGC im Speziellen sind von Meinungsverschiedenheiten geprägt. Dabei können verschiedene Gruppen von Akteuren unterschieden werden. Den AktivistInnen, die Kampagnen durchführen, stehen ausdrückliche BefürworterInnen der Praktik gegenüber. Beide Gruppen streiten um die Zustimmung einer weniger entschiedenen und mobilisierten Zielgruppe (Hernlund & Shell-Duncan 2007a: 47). Des Weiteren muss zwischen BefürworterInnen und Praktizierenden unterschieden werden. Nicht jede BefürworterIn von FGC ist auch eine Praktizierende. Er oder sie mag keinen Einfluss auf die Entscheidungen bzgl. der Praktik haben oder durch ein gesetzliches Verbot an der Ausübung gehindert werden. Gleichzeitig heißt nicht jede Praktizierende FGC auch gut. Unterschiedliche Formen von sozialem Druck können auch GegnerInnen von FGC zu Praktizierenden machen. Abschließend sind Betroffene von Praktizierenden zu unterscheiden: Als Praktizierende werden hier die Personen bezeichnet, die eine Praktik durchführen oder in Auftrag geben. Im Fall von FGC, die meist an Minderjährigen vollzogen wird, können dies bspw. die Beschneiderin sowie die Eltern oder andere Familienangehörige sein. Betroffene sind diejenigen, an denen die Praktik ausgeführt wird. In Gemeinschaften,

heben. Man kann sich den Konflikten um die Deutung der Praktiken also in keinem Fall entziehen. Dasselbe gilt für Begriffe wie ‚Opfer‘, ‚betroffen‘, ‚intakt‘ etc.

in denen FGC die Regel ist, sind die meisten Mütter sowohl betroffen als auch Praktizierende.

In Ländern, in denen FGC vorkommt, verlaufen die Konfliktlinien der Debatten nicht entlang, sondern quer zu den Grenzen nationaler, ethnischer und nach anderen Kriterien gebildeten Gruppen, so dass identitätspolitische Vereinfachungen jeder Art Heterogenität verdecken und die jeweiligen Gruppen unangemessen homogenisieren. Die Grenzbestimmung zwischen Gruppen ist Teil der Konflikte um Kampagnen gegen FGC. Die Behauptungen von und Aufforderungen zur Homogenität stellen daher strategische Mittel der Auseinandersetzung dar und sollten in der wissenschaftlichen Rekonstruktion der Akteurskonstellation nicht unkritisch übernommen werden. Vielmehr müssen sie in die Analyse der Strategien aufgenommen werden (siehe Kapitel 7). Eine Skizze der Konstellationen sollte daher davon absehen, vorherrschende Positionen für bestimmte Gruppen auszumachen, sondern stattdessen die unterschiedlichen Positionen beschreiben, ohne bestimmte Akteure vorschnell einordnen zu wollen: Die eine Maasai-Perspektive auf Kampagnen gegen FGC gibt es ebenso wenig wie die eine weibliche Maasai-Perspektive oder die eine westliche Perspektive.

Gemeinschaften, in denen eine Praktik üblich ist, werden hier als ‚praktizierende Gemeinschaften‘ bezeichnet, da die Praktiken in den Interaktionen zwischen AktivistInnen und Praktizierenden stets in Bezug auf die ethnische Identität der Gemeinschaft diskutiert wird (für eine Diskussion von Ethnizität siehe Kapitel 7.1). Die Unschärfe des Konzepts der Gemeinschaft (Brunt 2001), deren Grenze durch ständige Selbst- und Fremdbeobachtung verschiedener Akteure teils konflikthaft behauptet, bestätigt und verändert wird, sowie die Heterogenität der Motive und Handlungen von Praktizierenden und Nicht-praktizierenden innerhalb praktizierender Gemeinschaften dürfen dabei allerdings nicht außer Acht gelassen werden.¹²

12 Für manche BefürworterInnen ist die Praktik Kernstück der Identität der praktizierenden Gemeinschaft (Walley 2002: 31, Gruenbaum 2000: 49). Es wäre allerdings falsch, allen Individuen innerhalb von praktizierenden Gemeinschaften eine positive Haltung gegenüber der Praktik unterzuschreiben. Andere Praktizierende oder Betroffene erleben die Praktiken als traumatisierend, grausam, als Ausdruck illegitimer Machtausübung oder zumindest als negative Erfahrung und sinnloses Risiko. Dennoch sind Kampagnen gegen FGC insgesamt dadurch charakterisiert, dass ein Teil der Frauen, die von den

Rahmenbedingungen von DIAC, MIAC, TIAC und IMARA

Die Feldforschung, die die Grundlage dieser Arbeit darstellt, fand in den Jahren 2008 und 2009 statt. Die zeitliche Distanz ist unproblematisch, weil die Analyse nicht darauf abzielt, ein akkurates Bild der aktuellen Arbeit dieser Organisationen zu zeichnen, sondern die strategischen und ethischen Dilemmata ‚kulturell sensibler‘ Kampagnen herauszuarbeiten. Kontexte und Vorgehen der verschiedenen Kampagnen können sich inzwischen geändert haben, ohne dass dies den folgenden Inhalten abträglich wäre.

Drei der in dieser Arbeit analysierten Kampagnen werden von je einer regionalen Gruppe der panafrikanischen NRO Inter-African Committee on Traditional Practices Affecting Women and Children durchgeführt, die sich selbst meist als IAC bezeichnet. Das Engagement gegen FGC bildet den Schwerpunkt der Arbeit von IAC, die Organisation befasst sich jedoch mit allen ‚schädlichen traditionellen Praktiken‘ in ihren Zielgruppen. Die Gründung von IAC im Jahre 1984 war ein Meilenstein in der Diskussion um westliches Engagement gegen FGC:

Denunciations of the arrogant attempts of outsiders, however well-meaning, to dictate strategy with little understanding of the deep-seated cultural roots of the problem were also heard. The need for a Black transnational organization was pressing. [IAC], founded in February 1984 in Dakar, presented a series of reports in Nairobi the following year that left no doubt that the struggle was taking an indigenous direction. (Levin 1988: 5)

Der tansanische Arm von IAC ist wiederum in regionale Unterorganisationen untergliedert, die unabhängig voneinander und der Dachorganisation arbeiten. Die Abteilungen arbeiten in verschiedenen Regionen Tansanias und bezeichnen sich dementsprechend, wobei hier nur die regionalen Organisationen zur Sprache kommen, die in der vorliegenden Arbeit analysiert werden: Dodoma-IAC (DIAC) arbeitet in der gleichnamigen zentraltansanischen Region, Tanga-IAC (TIAC) in der nordöstlichen Küstenregion, die an Kenia grenzt und Mara-IAC (MIAC) in der Region, die zwischen kenianischer Grenze und der Ostküste des Viktoriasees liegt und Teile der Serengeti einschließt. Die Finanzierung der regionalen Organisationen erfolgt hauptsächlich unabhängig vom weltweiten Hauptquartier der Organisation in Addis Abeba, vor allem durch norwegische und deut-

Kampagnen als Opfer angesehen werden, sich selbst nicht so verstehen, sondern die Praktik befürworten.

sche NROs. Die organisatorische Struktur sowohl der panafrikanischen Organisation als auch ihres tansanischen Arms ist – auch aufgrund mangelnder Finanzierung – so lose, dass sich die Leitungen von DIAC, MIAC und TIAC zum Teil nicht oder nur flüchtig persönlich kannten. Daher werden sie hier als unabhängige Organisationen behandelt. Die Organisationen kommen mit äußerst geringen finanziellen Mitteln aus, DIAC beispielsweise wird in einer Evaluation als “small and vulnerable organisation with limited capacity” (Moen et al. 2012: 44) beschrieben (siehe auch NORAD 2011: 34 ff.).

Die vierte Organisation namens IMARA¹³ kooperiert zwar gelegentlich mit MIAC, ist aber von IAC gänzlich unabhängig und wird von der menonitischen Kirche finanziert. Die Organisation arbeitet hauptsächlich zum Thema HIV/AIDS und hat daher einen anderen Fokus als die IAC-Organisationen. Teil der Arbeit von IMARA ist jedoch ein *safe circumcision programme*, in dem die Massenbeschneidungen von männlichen Kuria (einer ethnischen Gruppe, die vornehmlich in Tansania und Kenia siedelt) mit Blick auf das daraus entstehende HIV-Infektionsrisiko verändert werden sollen. Seit 2008 wird FGC verstärkt zum Thema zwischen IMARA und ihren Zielgruppen.

Alle vier Organisationen sind von TansanierInnen gegründet und geführt. Nur eine einzige Aktivistin in allen vier Organisationen ist keine Tansanierin. Dies ist kein Zufall. Ziel der Studie war, Kampagnen zu analysieren, die dem im Folgenden wichtigen Ideal der ‚kulturellen Sensibilität‘ besonders gut entsprechen, um die identitätspolitische Dimension von Kampagnen besonders gut herausarbeiten zu können.

Die drei IAC-Organisationen haben eine ähnliche operative Struktur. Im Zentrum steht eine Gruppe von weniger als einem Dutzend Mitgliedern, die sich um die jeweiligen GründerInnen gebildet hat. Diese im Folgenden als regional bezeichneten AktivistInnen bestimmen die Leitlinien der Kampagne, wählen die Zielorte aus und führen zu Beginn der Kampagne in einem Ort alle Aktionen aus. Im Verlauf der Zeit versuchen die regionalen AktivistInnen in den einzelnen Dörfern lokale AktivistInnen zu mobilisieren und zu rekrutieren. Diese werden damit beauftragt, die Kampagne im eigenen Dorf fortzuführen, zukünftige Besuche der regionalen

13 IMARA ist kein Akronym, sondern bedeutet ‚Stärke‘ in Kiswahili und hat auch eine zeitliche Dimension, die man mit ‚dauerhafter Stabilität‘ und ‚Standhaftigkeit‘ übersetzen könnte.

AktivistInnen zu koordinieren und Informationen aus den einzelnen Dörfern zu kommunizieren. Inzwischen hat sich zudem eine Gruppe von AktivistInnen herausgebildet, die ursprünglich als lokale AktivistInnen rekrutiert wurden, aber im Verlauf der Zeit eine besondere Stellung eingenommen haben. Sie fallen durch besonderes Engagement auf und arbeiten meist in mehreren Dörfern, entweder allein oder mit den dort ansässigen lokalen AktivistInnen. Zum Teil stoßen sie selbstständig eigene Initiativen an oder erweitern ihren Wirkungskreis. Die Struktur von IMARA unterscheidet sich vor allem dadurch, dass eine kleinere Zahl von angestellten AktivistInnen gezielt mit der politisch-gesellschaftlichen Führung ihrer Zielgruppen interagiert.

Bei DIAC, MIAC und TIAC finden ein großer Teil der Interaktion zwischen AktivistInnen und Zielgruppen im Rahmen von Seminaren und in informellen Gesprächen statt, wobei die Seminare meist von regionalen, die informellen Gespräche meist von lokalen AktivistInnen durchgeführt werden. Inhalte der Seminare variieren je nach Kampagne und auch innerhalb der Kampagnen aus verschiedenen Gründen, beginnen aber stets mit einer Diskussion über gute und schlechte Traditionen und enthalten immer Einheiten über FGC, Kinderrechte und Kindsheirat. Des Weiteren gibt es Treffen, die man als Konsultationen bezeichnen könnte, in denen es um Meinungsaustausch mit verschiedenen Mitgliedern ihrer Zielgruppen geht.

Es gibt aber noch eine Reihe anderer Gelegenheiten, in denen AktivistInnen und Zielgruppen miteinander interagieren und die sich je nach Kampagne unterscheiden. Alle Kampagnen haben einen starken Fokus auf interpersonaler Kommunikation. Medial vermittelte Kommunikation kommt nur spärlich und begleitend vor.

Die Kampagnen gehen mit interkulturellen Konstellationen und Fremdheitserfahrungen um. Sie stehen bspw. vor der Herausforderung, mit multiethnischen Zielgruppen oder mit mehreren unterschiedlichen monoethnischen Zielgruppen zu arbeiten. Dabei haben die Kampagnen selbst begrenzte Kapazitäten, die kulturellen Differenzen und Feinheiten ihrer Zielgruppen zu eruieren, zu reflektieren und auf sie zu reagieren – zum Beispiel was Vorstellungen über die Einmischung von Ahnen, Rituale und ihre Bedeutung, die soziale Organisation von Sexualität und viele weitere Aspekte der Kulturen ihrer Zielgruppen angeht. Sowohl für die Kampagnen als auch für mich als Forschendem muss also im Plural davon geredet werden, dass man sich Kulturen annähern muss. Auf der sprachlichen Ebene besteht dasselbe Problem. In den Kampagnen wird meist Kiswa-

hili¹⁴ geredet, in manchen Fällen verwenden jedoch sowohl AktivistInnen als auch Zielgruppen eine der über einhundert anderen tansanischen Sprachen (wenn AktivistInnen die Herkunft ihrer Zielgruppen teilen), in anderen Fällen interagieren die AktivistInnen mit Menschen, die Kiswahili nur gebrochen oder ungern sprechen und eine Sprache verwenden, welche die AktivistInnen nicht beherrschen. In diesen Fällen benötigen die AktivistInnen DolmetscherInnen. Die Unterschiede der Kampagnen hinsichtlich ihres Selbstverständnisses, der Wahl ihrer Mittel und Botschaften, ihrer Zielgruppen, ihrer Probleme, der Dauer ihrer Existenz und dem Stand der Debatte in der jeweiligen Region werden im Laufe der Arbeit erörtert.

Da zwischen der internationalen politischen Arena und den einzelnen Debatten in tansanischen praktizierenden Gemeinschaften kein direkter Austausch besteht, kommt den Organisationen eine vermittelnde Position zu. Da die AktivistInnen erstens die Meinungsbildungsprozesse der internationalen politischen Arena rezipieren und durch diese beeinflusst werden und sie sich zweitens an den Vergabekriterien der Finanziere orientieren müssen (Winterbottom et al. 2009: 49), können sie als Teil einer Übersetzungskette verstanden werden, die das Verständnis und die Bewertung der Praktik der internationalen politischen Arena den praktizierenden Gemeinschaften vermittelt (Bell & Carens 2004: 303 ff.).

Kampagnen gegen FGC sollten jedoch nicht schlicht als Durchsetzungsinstrumente global dominanter Positionen gesehen werden. Vielmehr bilden AktivistInnen eigene Positionen heraus und eignen sich den Diskurs um FGC und Kampagnen gegen FGC selektiv an. In der Interaktion mit ihren Zielgruppen versuchen sie zudem, die Gründe für die negative Bewertung der Praktik für ihre Zielgruppen anschlussfähig zu machen, die sich die Positionen der AktivistInnen wiederum selektiv aneignen und für sich bewerten. Zwischen jedem Glied der Übersetzungskette finden daher mehr oder weniger konflikthafte und bewusste Aushandlungen über das Verständnis und die Bewertung der Praktik und der Kampagnen statt, die im Verlauf der Analyse dargelegt werden.

14 Kiswahili ist heute offizielle Landes/Verkehrssprache in Tansania, war ursprünglich jedoch eine von vielen Sprachen, die an der Küste Tansanias gesprochen und als Lingua franca gefördert wurde (Eckert 2007: 37).

2.4 Methodisches Vorgehen

Wahl eines ethnographischen Verfahrens

Die Umstände der Forschung – eine offen angelegtes Ausgangsinteresse an der strategischen Herausforderung, eine kulturell eingebettete Praktik zu beenden, in einem für mich fremden Umfeld – legen ein ethnographisches Vorgehen nahe, welches in der Kommunikationswissenschaft vor allem im angelsächsischen Raum und im Rahmen der Cultural Studies für die Erforschung von Mediennutzung und Subkulturen verwendet wird. In der deutschen Kommunikationswissenschaft ist es jedoch weiterhin vergleichsweise selten (Krotz 2005: 259 ff.; Winter 2008). Von allen methodischen Verfahren ist das ethnographische das am wenigsten rigide und hat keine standardisierte Definition (Hammersley & Atkinson 2007: 2). Eine ‚klassische‘ Ethnographie zeichnet sich dadurch aus, dass eine Kultur in ihrer Gesamtheit erschlossen werden soll (Barnard 2000: 6), indem

sich die Forscherinnen und Forscher selbst zum Instrument machen, insofern sie dafür bzw. für ihre Fragestellungen relevante Alltagspraktiken und deren Bedeutungen erlernen bzw. sich aneignen und auf dieser Basis als teilsozialisierte Mitglieder der zu untersuchenden Kultur dort Handeln rekonstruieren können, um so Forschungsfragen zu beantworten. (Krotz 2005: 259)

Durch dieses Vorgehen entgrenzen sich Datenerhebung und das restliche Leben der EthnographIn. Damit geht eine Flexibilisierung der Datenerhebung einher, weil datengenerierende Beobachtung und Gespräche in der Regel fließend in die sozialen Geschehnisse eingebettet sind.

Neben der ‚klassischen‘ Vorstellung von Ethnographie existieren verschiedene Varianten (Rosenthal 2011: 99), die zum Beispiel den Aufenthalt im Feld verkürzen oder sich auf bestimmte Ausschnitte der Kultur, Ereignisse oder Handlungen beschränken (Knoblauch 2001: 125–128). Über solche Abwandlungen entbrennen zum Teil polemische Kontroversen (Breidenstein & Hirschauer 2002, Knoblauch 2002). Andere AutorInnen sprechen von einer Bandbreite von Vorgehensweisen, die mehr oder weniger ethnographisch (Agar 1996: 127–131) oder unterschiedlich, aber dennoch gleichermaßen ethnographisch seien (Atkinson et al. 2001: 1–2). Auch die vorliegende Arbeit stellt keine ‚klassische‘ Ethnographie dar. Es bestehen folgende Unterschiede:

Erstens ist das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit partiell. Das zentrale Erkenntnisinteresse bezieht sich weder auf die Kulturen der Zielgruppen, noch auf die gesamten Organisationskulturen der analysierten

Kampagnen, sondern auf die strategischen Herausforderungen der Kampagnen und deren Lösungsversuche. Dabei bleiben verschiedene Aspekte der Organisationskulturen, der sozialen Praktiken im Rahmen der Kampagnen und deren Kontexte außen vor. Andere kulturelle Aspekte werden gezielt vertieft, jedoch immer mit dem Ziel, Herausforderungen und Lösungsversuche in ihren Facetten darzustellen.

Ein zweiter Unterschied besteht in der Länge der Feldforschung. Insgesamt dauerte die Feldforschung in den Jahren 2008 und 2009 etwa elf Monate an, dabei verteilte sich mein Aufenthalt jedoch auf vier Organisationen, so dass ich mich im Schnitt zwischen zwei und drei Monaten bei den Organisationen aufgehalten habe und dort die Kampagnen und ihre AktivistInnen ununterbrochen begleitet habe. In zwei der vier Organisationen habe ich bei zentralen Personen der Organisation gewohnt, bei den zwei anderen Organisationen bin ich in Gasthäusern in unmittelbarer Nachbarschaft zu ihren Büros untergekommen. Was die allgemeine Enkultrierung angeht entspricht meine Forschung damit eher einer ‚klassischen‘ Ethnographie, wobei ein einjähriger Aufenthalt typisch ist (Rosenthal 2011: 99). In Bezug auf die einzelnen Organisationen beträgt die Aufenthaltsdauer jedoch nur zwei bis drei Monate und unterscheidet sich damit gleichzeitig von einer ‚klassischen‘ Ethnographie aber auch deutlich von dem, was Hubert Knoblauch (2001) unter „fokussierter Ethnographie“ versteht und weitaus kürzere Feldaufenthalte vorsieht.

Pragmatischer Fokus der Erhebung

Kampagnen gegen ‚schädliche traditionelle Praktiken‘ besitzen eine hohe Komplexität, die ihre Erforschung erschwert: Erstens finden die in dieser Arbeit analysierten Kampagnen an unterschiedlichen Orten in einem großen und schwer zugänglichen Einsatzgebiet statt und haben heterogene Zielgruppen, die sich in Geschlecht, Alter, formalem Bildungsgrad, Beruf, Einkommen, Muttersprache, Ehrenämtern, ethnischer Zugehörigkeit, Meinung zu den Praktiken und Beziehungen zueinander voneinander unterscheiden. Innerhalb der Kampagnen kommen wiederkehrende ebenso wie einmalige Akteurskonstellationen vor, zudem tritt eine nicht eingrenzbare Anzahl von Menschen in Erscheinung. Kampagnen finden gleichzeitig an mehreren Orten statt. Schließlich befassen sich die Kampagnen mit einer Reihe von komplexen Praktiken.

Zweitens stellen Kampagnen eine Schnittstelle dar, in der Aushandlungen stattfinden: Auf der einen Seite steht eine Organisation, die zumindest eine gewisse Hierarchie, Struktur, RepräsentantInnen und offizielle Positionen besitzt, auch wenn die hier analysierten wenig Homogenisierungs- und Kontrollmechanismen besitzen, so dass die Kampagnendurchführung je nach durchführender AktivistIn und zum Teil spontan variiert sowie von Ad-Hoc Planung abhängt. Auf der anderen Seite ist die Lage noch unübersichtlicher: eine Vielzahl von Akteuren mit unterschiedlichem Organisationsgrad stehen den AktivistInnen gegenüber, es existieren sowohl formelle als auch informelle Strukturen. Schließlich sind die Grenzen der Organisationen unscharf und es bildet sich eine Grauzone zwischen AktivistInnen und Zielgruppe. Während einige der Mitglieder von lokalen Gruppen eindeutig als AktivistInnen zu bezeichnen sind, ist die Zugehörigkeit in anderen Fällen unklar, etwa weil unterschiedliche Auffassungen darüber bestehen, ob eine Person zu dieser Gruppe gehört oder ob sie sich engagiert oder je engagiert hat.

Die genannten Gründe erzwingen ein selektiv-pragmatisches Vorgehen. Die vorliegende Arbeit legt ihren Fokus auf die AktivistInnen, die Kampagnen, ihre Ziele, Herausforderungen und Lösungsversuche, die bislang nicht ausreichend analysiert sind. Die Studie nähert sich dem Phänomen hauptsächlich über die beobachtbaren Interaktionen im Rahmen der Kampagnen und über die Reflektion dieser Interaktion durch die AktivistInnen, die in Gesprächen erfolgt. Andere Formen von Daten – wie etwa Trainingsunterlagen für AktivistInnen – werden an wenigen Stellen ebenfalls verwendet. Die Reflektion von Zielgruppen über diese Interaktionen kommt hingegen nur randständig vor.

Datenerhebung und -auswertung

Das tentative Vorgehen der Ethnographie ermöglicht, „möglichst große Aufmerksamkeit, Sensibilität und Offenheit für Wahrnehmungs-, Denk-, Handlungskategorien und Haltungen“ (Breuer 2009: 24) der untersuchten Personen zu gewährleisten. Dabei emergieren die relevanten Kategorien und Schwerpunkte der Analyse in ihrem Verlauf (Lamnek 2010: 231). Fallauswahl, Datenerhebung und -auswertung sind dabei keine separaten Phasen, sondern werden miteinander verschränkt. Aus der Grounded Theory als theoretisches Sampling bekannt (Strauss & Corbin 1996: 148 ff.), ist dies bei Ethnographien fast unweigerlich der Fall (Charmaz & Mitchell

2001: 162; Hammersley & Atkinson 2007: 35, 158). Mit einer solchen Sampling-Strategie können weder Generalisierungen noch Quantifizierungen vorgenommen werden. Dieses Vorgehen ermöglicht jedoch Existenzaussagen, die Entwicklung von Hypothesen, die Konstruktion von Typen, Feststellung von Gemeinsamkeiten und die Entdeckung von Strukturen (Lamnek 2010: 237).

Gespräche, Interviews und Beobachtung

Die Erhebung der Daten fand hauptsächlich mit teilnehmenden Beobachtungen, Gesprächen und Interviews statt. In der Ethnographie sind sogenannte ethnographische Interviews (Heyl 2001) oder ero-epische Gespräche (Girtler 2004: 66) üblich. Sie verlaufen symmetrischer als Interviews: allein aufgrund ihrer Dauer bringt sich der Ethnograph stärker in die Gespräche ein als in anderen Interviewformen üblich, zudem entwickelt er eher Fragestrategien als Leitfäden (Agar 1996: 140). Zudem wurden herkömmliche Interviews in Anlehnung an das „episodische Interview“ geführt, welches Erzählaufforderungen mit Fragen nach Wünschen, Befürchtungen, subjektiven Definitionen und abstrakteren Zusammenhängen kombiniert (Flick 2005: 158–167).

Die teilnehmende Beobachtung kann zeigen, wie „[...] [kulturelle] Werte und [soziale] Probleme konkret in Interaktionssituationen behandelt werden [...]“ (a. a. O.: 235). Sie ermöglicht zudem,

to check definitions of terms that participants use in interviews, observe events that informants may be unable or unwilling to share when doing so would be impolitic, impolite, or insensitive, and observe situations informants have described in interviews, thereby making them aware of distortions or inaccuracies in description provided by those informants. (Kawulich 2005: § 8)

Die beobachteten Interaktionen werden mit den Aussagen der Interviewten in Beziehung gesetzt. Dabei wird die relative Bedeutung von Gespräch und Beobachtung diskutiert, diese Studie folgt hier meist Michael Agars (1996: 157) Position “[...] to take talk as the primary area for systematization, and use behavior as input into talk and as a test of the result of talk.”

Die in dieser Forschung durchgeführten Beobachtungen waren teilnehmend, offen und unstrukturiert (Lamnek 2010: 498 ff.). Ich bin also als Beobachter aufgetreten, der nicht Teil der AktivistInnen ist und der vor Ort ist, um sich ein Bild von den Kampagnen zu machen. Mein Partizipationsgrad variierte dabei. Ich habe in der Regel die Rolle des teilnehmenden

Beobachters eingenommen. Einige AktivistInnen versuchten mich im Rahmen ihrer Arbeit einzusetzen, um ihre Argumente zu bestärken. Wenn AktivistInnen die moralische Verwahrlosung der Jugend beschworen, sollte ich in einigen Fällen als Gewährsmann dafür einstehen, dass die europäische Jugend gar keine *baggy pants* trage und nicht promiskuitiv sei, sondern sich vielmehr so vorbildlich verhalte, wie es auch mir unterstellt wurde. Da meine Antworten in dieser Hinsicht meist ambivalent waren, gaben die meisten AktivistInnen diese Versuche nach einer Weile auf.

Die Erhebung von Daten ist zum Teil mit Hilfe von DolmetscherInnen erfolgt. Die perfekte Beherrschung der Sprache wird oftmals als Voraussetzung für die ethnographische Arbeit dargestellt. Tatsächlich klafft jedoch eine Lücke zwischen Anspruch und Wirklichkeit, auch in der Ethnologie: "Anthropologists are normally expected to 'learn the language', and while most try to do so, many of us feel we fail." (Tonkin 1984: 178) Daher werden DolmetscherInnen von vielen EthnographInnen eingesetzt (Borchgrevink 2003: 97, 98–101; Agar 1996: 150):

[.] we should bear in mind that much anthropological fieldwork is carried out by doctoral students who have only a limited time to acquaint themselves with a new language. [...] Nor is it uncommon for anthropologists to do consultancies or shorter field research. Surely, the use of interpreters can be assumed to be central in such contexts. (Borchgrevink 2003: 103)

Bislang widmen sich dennoch nur wenige Artikel der Frage, wie mit sprachlichen Unzulänglichkeiten umgegangen werden soll und welche Vor- und Nachteile die Verwendung von Dolmetschern in verschiedenen Kontexten hat (Bujra 2006, González y González & Lincoln 2006).

In lokalen Sprachen wie Cigogo oder Kikuria kam ich über Begrüßungsfloskeln nicht hinaus, meine Kompetenz in der Verkehrssprache Kiswahili verbesserte sich im Laufe der Zeit, so dass ich in gedolmetschten Gesprächen in manchen Fällen bemerken konnte, wenn eine Übersetzung einen Teil der Antwort nicht enthielt oder die Konnotation bestimmter Begriffe nicht stimmte. Gleichzeitig war ich aber bis zum Schluss der Feldforschung nicht in der Lage, diese komplexen Gespräche selbst zu führen. Diese Schwäche der Datenerhebung habe ich mit folgenden Mitteln gelindert:

Erstens beherrscht ein Teil der AktivistInnen die englische Sprache auf gutem bis sehr gutem Niveau, so dass ich ein Teil der Gespräche auf Englisch durchgeführt habe. Die Gespräche und Interviews sind daher zum Teil auf Englisch, zum Teil auf Deutsch wiedergegeben. Zweitens habe ich die Zusammenarbeit mit verschiedenen DolmetscherInnen erprobt,

wobei ich die Hilfe von zweien längerfristig in Anspruch genommen habe.¹⁵

Drittens habe ich mich bemüht, sprachliche Unzulänglichkeiten durch eine sehr datenintensive Erhebung zu kompensieren (100 transkribierte Dokumente aus Gesprächen, Interviews und Beobachtungen, hinzu kommen verschiedene Formen von Notizen und Fotos). Die meisten Gespräche und Beobachtungen wurden aufgezeichnet. Dies ermöglichte zum einen, bestimmte Stellen oder ganze Abschnitte im Nachhinein erneut zu übersetzen. Andererseits war genügend Material vorhanden, um sprachlich unklare Daten nicht verwenden zu müssen.

Auswertung und Darstellung der Daten

In der Transkription wurden Merkmale der mündlichen Rede geglättet, die nicht in die Analyse einbezogen werden. Die Zitate enthalten jedoch weiterhin Idiosynkrasien, um die Aussagen nicht zu verfälschen.

Transkribierte Gespräche und Beobachtungsnotizen wurden mit einem emergierenden Kategoriensystem kodiert, an dem mehrmals Nachkodierungen vorgenommen wurden (letztlich knapp 5000 Codings).

Den GesprächspartnerInnen wurden Synonyme zugewiesen, die nur ausdrücken, ob eine bestimmte Person eine AktivistIn einer der analysierten Organisationen (z. B. DIAC1, MIAC1, TIAC1 oder IMARA1), eine AktivistIn anderer Organisationen, die hier nicht ausführlich dargestellt werden (z. B. E1) oder ein Mitglied der Zielgruppe ist (z. B. Z1). Wenn die vermittelten Informationen besonders heikel sein könnten, verzichte ich sogar auf diese Pseudonyme. Diese Art der Darstellung habe ich jeweils mit meinen GesprächspartnerInnen abgesprochen.

- 15 Laura Kaluza, eine deutsche Frau Mitte Zwanzig, die in ihrer Kindheit und als junge Erwachsene acht Jahre in Tansania gelebt hatte und während meiner Feldforschung zum Studium erneut nach Tansania zurückgekehrt war. Lauras Kiswahili ist exzellent, zudem bringt sie eine ausgeprägte Sensibilität für die Probleme von Übersetzung mit und hatte bereits in sehr unterschiedlichen tansanischen Milieus gelebt. Zudem konnte ich mit ihr über alle Aspekte des Prozesses der Feldforschung reflektieren, was bei verschiedenen Aspekten der Arbeit weitergeholfen hat. Insbesondere während der Begleitung von IMARAs safe circumcision programme half mir Robert Hongo, dessen Positionalität – Mann, selbst kein Kuria, aber unter Kuria aufgewachsen, sowie aus einer ethnischen Gruppe stammend, die von der Führung der Kuria-Clans akzeptiert wird – diffizile Herausforderungen des Feldzugangs erleichtert hat.

In der Darstellung der Ergebnisse dienen die einzelnen Kapitel vor allem dazu, Detailreichtum und Kontextabhängigkeit der Ziele, Herausforderungen und Strategien herauszuarbeiten. Die Schlussbetrachtung besteht aus verschiedenen Typologien die als *constructed types* gelten. Sie haben einen empirischen Bezug, hängen aber auch von der theoretischen Perspektive ab und werden in Hinblick auf ein bestimmtes Erkenntnisinteresse pragmatisch gebildet (Kluge 1999: 82–83). Die Arbeit kann dabei anhand der empirischen Analyse, der Literaturlage sowie theoretischen Argumenten plausibilisieren (aber auch nicht mehr), dass sich die herausgearbeiteten Merkmale nicht allein aus der Idiosynkrasie der analysierten Kampagnen ergeben.

Ethik der Ethnographie und dieser Arbeit

Die Ethnographie wurde wie kein anderes methodisches Verfahren einer postkolonialen und reflexiven Kritik unterzogen (Clifford & Markus 1986). Diese Kritik hat zu Verunsicherung darüber geführt, ob und wie Ethnographie vor allem in postkolonialen Konstellationen legitim sein kann (z. B. Hammersley & Atkinson 2007: 203 ff.).

Zwischen dieser wissenschaftsethischen Debatte und den Diskussionen um die Kampagnen sind Parallelen erkennbar. In beiden Fällen verfolgen wohlmeinende Menschen ein hehres Ziel (Gesundheit und Menschenrechte, wissenschaftliche Erkenntnis) und sind Vorwürfen ausgesetzt, eine ethnozentrische und kulturimperialistische Rolle zu spielen. Die erkenntnistheoretischen Argumente sind dabei dieselben. Die Kritik hat in beiden Fällen etwas für sich und hat dazu geführt, dass gängige Praxis hinterfragt wird.

In der Literatur zur Ethnographie werden mindestens drei Arten von normativer Forderung diskutiert:

- Erstens wird gefordert, WissenschaftlerInnen sollten sich nicht mit Hilfe des „God-trick“ (Haraway 1991: 189) zum Verschwinden bringen und eine objektivistische Autorität in Anspruch nehmen, die vorgibt, beobachterunabhängige, absolute Wahrheiten zu verkünden – etwa indem ForscherInnen sich systematisch aus dem Text entfernen, in den Beschreibungen von Situationen ebenso wie durch die Vermeidung der Ich-Form. Es gelte, der eigenen Beschreibungskultur Rechnung zu tragen.
- Zweitens wird Repräsentation (sowohl im Sinn des ‚sprechen über‘ als auch des ‚sprechen für‘) als Problem diskutiert. Dies betrifft einzelne Begriffe, in Diskursen wiederkehrende Motive und Stereotype sowie

- die unterschiedlichen Zugangsmöglichkeiten zu Diskursen, die dazu führen, dass eine strukturelle Asymmetrie entsteht, welche Art von Person ihre Stimme zu Gehör bringen, Themen setzen und Repräsentationen fortleben lassen oder verändern kann.
- Drittens werden zunehmend nicht nur Nützlichkeit, sondern höhere Ziele wie *empowerment* und Partizipation der erforschten Gruppen als moralische Bedingung an Forschung formuliert. Der Forscher solle marginalisierten Stimmen ein Forum verleihen, in denen diese selbst zur Sprache kommen können (Goldring 2010: 127–130). Dies entspricht in weiten Teilen dem, was im Rahmen ‚kultureller Sensibilität‘ zu Kampagnen gegen ‚schädliche traditionelle Praktiken‘ diskutiert wird.

Als durchweg privilegiertem Autor, der gleichzeitig feministisch und postkolonial sensibilisierter Konstruktivist ist, stellen sich mir diese Fragen auf besondere Weise. Einerseits erscheint mir die Sensibilität für die Probleme der Repräsentation ein Fortschritt, andererseits kann das postmoderne Hadern mit Repräsentation in seiner Fixierung auf Diskurse in Desinteresse an den eigentlichen Phänomenen ausarten.

Dem Problem, keine objektivistische Autorität in Anspruch nehmen zu wollen, begegnen AutorInnen meist damit, ihre eigene identitätspolitische Positionierung offenzulegen. Dies stellt eher einen Behelf als eine Lösung dar: unsere Beschreibungskultur erfüllt ihre Funktion maßgeblich, indem sie uns ihre Kontingenz verschleiert. Deshalb ist sie uns in weiten Teilen gerade nicht bewusst zugänglich und explizierbar. Die eigene Beschreibungskultur wird zwar von den identitätspolitischen Kriterien geprägt, aber nicht determiniert.

Dem Problem der Repräsentation kann man begegnen, in dem man Sorge trägt, dem Phänomen nicht die eigenen Vorannahmen aufzudrücken (siehe oben). Man kann sich für problematische Konzepte und Repräsentationen sensibilisieren und sich bemühen, nicht zu essentialisieren und zu generalisieren. Ich hoffe, dies gelingt mir.

Dies löst jedoch nicht das grundsätzlich asymmetrische Verhältnis zwischen ForscherIn und Beforschten auf. Insbesondere qualitative Forschung nimmt sich heraus, andere Menschen, Gruppen oder Organisationen auf eine Weise zu beschreiben, die sich von ihrer Selbstbeschreibung unterscheidet. Dabei haben die Aussagen der ForscherInnen in der Regel mehr Reichweite als die der Menschen, die wir beschreiben.

Wert und Anschlussfähigkeit neuerer Verfahren, die den Anspruch erheben, die Asymmetrie zwischen ForscherInnen und Beforschten zu ver-

ringern (z. B. die kommunikative Validierung oder weitreichender die kollaborative Ethnographie) bleiben momentan offen. Dasselbe gilt für ihr Potential, ihr Versprechen in Bezug auf die benannte Asymmetrie einzulösen. Aus diesen Gründen stehe ich Forderungen, *empowerment* als moralischen Standard für Forschung auszugeben, skeptisch gegenüber. Die Explikation von Machtverhältnissen in der empirischen Forschung, mit dem Ziel, gravierende Probleme erkennen und abstellen zu können, scheint aussichtsreicher. Der Anspruch auf Machtfreiheit und symmetrischer Kollaboration, der in der Forderung nach *empowerment* als ethische Anforderung mitschwingt, scheint mir daher – als eine Rhetorik, die erneut zur Verschleierung von Machtausübung und Asymmetrie führen kann – eher verdächtig als attraktiv.

Analog zur Ethik von Kampagnen gegen ‚schädliche traditionelle Praktiken‘ ist die Ethik von ethnographischer Forschung so komplex und kontextabhängig, dass angewandte Ethik und pragmatisches sich Behelfen nötig ist. Verzicht auf diese Art von Forschung ist indes aus mehreren Gründen keine Option. Zum einen sind die Probleme zu wichtig und weitreichend. Dies gilt für FGC und ihre Beendigung, aber auch für die Frage, wie man interkulturelle Konflikte organisiert, welche Mittel darin legitim sind und wie man in Kulturen interveniert. Zum anderen ist die deutsche Gesellschaft durch ihre Geschichte, ihr politisches Handeln und zivilgesellschaftliches Engagement auf vielfältige Weise in das hier thematisierte Phänomen verstrickt und muss sich daher die Fragen stellen, zu deren Beantwortung diese Arbeit beitragen will.

Die Rolle wissenschaftlicher Analyse kann dabei die sein, die für die Kommunikationswissenschaft Stefan Wehmeier (2011: 3–4) angemahnt hat: er fordert eine Wissenschaft der praktischen Klugheit ein, die Praktiken einzelfallorientiert und situationssensitiv erforscht und auf Basis gesellschaftlicher Fragestellungen bewertet. Forschung soll dabei Nähe (Beobachtung, Teilnahme, Case Study) und Distanz (gesellschaftliche und nicht etwa nur organisationale Bewertung) miteinander verbinden und die Fragen beantworten, wie sich die Untersuchungsgegenstände entwickeln, wer dabei durch welche Machtmechanismen gewinnt und verliert, wie dies zu bewerten ist und was ggf. getan werden sollte. Wenn die vorliegende Arbeit einen Beitrag dazu leisten kann, wären ihre Ziele erfüllt.

Kulturell sensible Kampagnen gegen
Genitalverstümmelung
Strategische und ethische Herausforderungen
Danelzik, M.
2016, IX, 500 S. 2 Abb., Softcover
ISBN: 978-3-658-02783-4